

Aus schweizerischer Dichtung : kleine Skizzen von kleinen Leuten

Autor(en): **Bührer, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 23

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Merkmale sind wie die Augen eines Menschenantlizes ohne Zweifel der Mittelpunkt des Interesses, aber sie interessieren uns in bezug auf die Gesamtstruktur, davon sie ein Teil sind, und ohne ihren Zusammenhang mit Dach, Mauern, Farbe und Material würde uns ihre Erscheinung weit weniger ergreifen. Wenn wir also in unseren alten Bauwerken den unbeschreiblichen Reiz erhalten wollen, ist es erforderlich, nicht nur die mehr ausgearbeiteten und ornamentalen Details zu erhalten, sondern auch die einfacheren Teile, die glatten Mauerflächen, die Stein- oder Ziegelbekleidung, den rauhen Anwurf und ähnliches. Wir sind in der That verpflichtet, sie als wesentliche Teile jener unschätzbaren Besitztümer zu behandeln, deren Schönheit wir nicht vermehren, sondern viel eher durch Achtlosigkeit oder Blindheit augenblicks auf unsühnbare Weise schädigen oder vernichten können.



Aus schweizerischer Dichtung.

Kleine Skizzen von kleinen Leuten.

Von J. Bühler.

Vorbemerkung.

Der Verfasser des vorliegenden vom Verlage A. Francke in Bern geschmackvoll und gediegen ausgestatteten Buches ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter. Wer seine meist in der Berner Rundschau veröffentlichten Skizzen und kleinen Erzählungen gelesen hat, der weiß, daß ihm, namentlich in bezug auf das Leben, wie es im Engern, Begrenzten sich abspielt, eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe eignet. Damit verbindet sich bei ihm starkes Gestaltungsvermögen, zwingende Stimmungskraft und eine Originalität der Sprache, die, ohne daß ich natürlich Parallelen ziehen wollte, doch manchmal fast an Gottfried Keller denken läßt. Freilich ist nicht alles in dem Büchlein gleichwertig. Eine etwas strengere Sichtung wäre ihm nur von Vorteil gewesen. Aber um des vielen Bedeutenden willen, das es enthält, vor allem um so wunderschönen Skizzen, wie „Die weiße Stadt“, „Rüpeljahre“ u. a. willen, deren Lektüre mir immer wieder Freude macht, möchte ich das Buch Bühlers allen denen empfehlen, die Sinn und Verständnis haben für die sogenannten „kleinen Schicksale“, die ja oft weit schwerer wiegen als große Worte und weithin hallende Geschehnisse.

F. O. Sch.

Noldi, der Zuchthäusler.

Der Novembersturm zauste die letzten Blätter aus den Frucht-
bäumen, die die Landstraße von Rüdlikon nach Wendlingen einsäumen.
Er faßte das Fürtuch der Barbara Habersaat und machte es flattern
gleich einer leichtsinnigen Festflagge. Einen Büschel grauer Haare strich
die Alte vergebens alle paar Schritte unter das rote Kopftuch zurück,
immer wieder trieb ihn der Wind quer über die knorrige Stirne, die
von einer faltigen ledrigen Haut überzogen war. Die derben Fäuste
hielten die Deichsel eines kleinen Handkarrens umspannt, den sie hinter
sich herzog. Das linke Bein schleppte sie nach, nur mit dem rechten
konnte sie vorwärts schreiten und Weg gewinnen. So rückte das kleine
Fuhrwerk auf der Landstraße nur langsam vorwärts, während die Wolken
wie besessen am Himmel dahinrannten und dadurch die Beleuchtung des
weiten Wiesentals fortwährend wechseln ließen. Bald waren die Wolken
so dünn, daß die Sonne durchdringen konnte, dann leuchteten die Matten
in einem fahlen Gelb und erinnerten an alte, abgestorbene Teppiche.
In der Ferne schimmerten dann weiße Berge, aber gleich darauf wälzten
sich wieder schwärzliche Wolkenwände vor das Licht und senkten sich wie
feuchte, graue Tücher vor die weißen Zäune, von denen man glücklich
hätte träumen können. Jetzt war die Welt trostlos einsam. Die Alte
berührte weder das Sonnenleuchten der Schneegipfel, noch das wilde
Sturmlied, das aus den Baumkronen über die Ebene hinsaupte, noch das
unheimliche Düsternis. Sie schritt ihren müden Gang, die Augen schräg
vor sich hin auf die Straße gesenkt. An wem das Leben so hart und
grausam vorbeigegangen ist, wie an der Barbara Habersaat, der hat
wenig übrig für Naturstimmungen und für alles andere, der geht nur
noch seinen Trott gradaus, wunschlos und hoffnungslos. Was kommen
muß, kommt. Sie ist eine Fatalistin, die Barbara Habersaat; nur vor
einem hat sie noch Angst, vor dem, was mit absoluter Sicherheit kommen
muß: vor dem Tod. Ruhig und gleichgültig nimmt sie die Scheltworte
der Bäuerinnen hin, wenn sie auf ihren wöchentlichen Botengängen
nach der Stadt etwas vergessen hat. Das kommt in den letzten Zeiten
immer öfter vor. Kürzlich hat sie der Gemeinderätin Ehrsam die Torten
vergessen, und die hatte am Sonntag Besuch bekommen aus Zürich. Die
Gemeinderätin geriet in Verzweiflung ob der Nachlässigkeit der alten
Botin. Der Frau Gemeindefreiberin hatte sie den neuen Hut nicht
mitgebracht, und diese wußte genau, daß ihre intimste Freundin zur
morgigen Predigt ein neues Kapöttchen tragen würde. Und da sollte
sie, die hochangesehene Frau Gemeindefreiberin, in ihrem „alten Deckel“
gehen! Es blieb der Ärmsten nichts anderes übrig, als am Sonntag
früh einen furchtbaren Influenza-Anfall zu erleiden und im Bette zu
bleiben, wollte sie den Triumph der intimen Freundin nicht miterleben.

Die alte Barbara hatte damals einen Bers zu hören bekommen! Ach Gott, sie hatte die Scheltworte mit derselben Gleichgültigkeit eingestrichen, mit der sie ihren kargen Lohn einsackte. Und viel hätte nicht gefehlt, so hätte sie die Schimpfereien mit ihrem trockenen „Bergelt's Gott“ quittiert.

Mitten zwischen Rüdlikon und Wendlingen führt die Landstraße einen kleinen Stuß empor. Seit zehn Jahren hatte die Barbara hier ihren Karren angehalten, um sich zu verschmaufen, ehe sie die Anhöhe nahm. Wie sie die Deichsel auf die Erde setzte, kam über das Wegbord ein unterseßter Mann. Er trug verschossene blaue Militärhosen, aus denen die Pässepoils herausgenommen waren, und einen dicken Rock von unbestimmter Farbe. Um den Hals hatte er eine dicke Schleife geschlungen. Auf dem grau-rötlichen struppigen Haar saß eine Art Hut von unbestimmter Form und Farbe. Das Gesicht war faltig und unsäglich häßlich. Über Kinn und Oberlippe stachelten schwarze Borsten. Mit wasserblauen, ausdruckslosen Augen sah er die Barbara an. „Grüß Gott, Barbara!“ sagte er mit rauher Stimme. „Danke Gott!“ machte die Alte gleichgültig, und nach einer langen Pause mit der gleichen müden Stimme:

„Seit wann bist du draußen?“

„Seit vorgestern.“

„Wirßt froh sein!“

„Ein blauer Hund, jawohl!“

„Also nicht?“

„Wenn ein Kalb zum erstenmal aus dem dunkeln Stall ans Licht kommt, macht's dumme Sprünge und bockt in die Welt hinein. Der Schnaps ist mir schlecht bekommen. Sechs Jahre lang hab' ich keinen Trester gerochen, und nun gleich einen ganzen Abend lang hinterm Glas! — Barbara, mir ist's elend!“

Die Hände in den Taschen wandte er sich ab und trottete den Berg aufwärts. Die Alte nahm die Deichsel wieder auf und feuchte mühsam hinter ihm her. Auf halber Höhe kam's dem abgerissenen Burschen in den Sinn, daß er der Alten helfen könnte. Aber sie konnte mit ihrem lahmen Fuß nicht mit ihm Schritt halten. Er schob sie beiseite und riß den Karren den Berg hinauf. Oben warf er sich ins feuchte, kurze Gras und wartete auf die Barbara, die sich dann neben ihm auf einen Stein setzte.

Lange redeten die beiden kein Wort, dann sagte die Alte:

„Warum hast du's denn getan?“

Er runzelte die Stirne und knurrte: „Ach, was!“ Nach einer Pause: „Darüber habe ich lange nachgedacht, beim Holzspalten und in der Zelle. Einmal haben sie mir ein Buch gegeben; darin stand, das verantwortungsvollste Geschäft sei, einen Menschen auf die Welt zu setzen. Das klang mir erst ganz verrückt, aber ich habe den Satz nie mehr vergessen

können. — — Viel Elend, das stand weiter in dem Buch, habe seinen Grund in dem Leichtsinne, der in der Nichtbeachtung dieser Wahrheit liege! Siehst du, Barbara, da irgendwo muß auch die Ursache sein, daß ich dem Micheltasper das Haus anzündete. Ich hab' g'studiert und gesonnen, den Zusammenhang mit diesen Sätzen aus dem Buch und meiner Tat herauszubringen, und hab's nicht vermocht. Denn siehst du — der alte Bursche hob sich in Sitzstellung und stemmte die Fäuste auf den Boden — „daß ich die Scheune anzündete, weil mich der Bauer zum Teufel jagte und weil ich betrunken war, das ist schon wahr; aber dahinter steckt noch etwas, das noch viel wahrer ist. Weißt du, ich habe da im Hotel „Sorglos“ manchen Bruder kennen gelernt, der Schlimmeres auf dem Buckel trug als ich, und wenn sie erzählten, hat's mir geschienen, als ob auch dort nicht nur die momentanen Umstände zu der Tat verleiteten, sondern daß dahinter irgendwo im Nebel ein Weg liege, der von der Wiege aus mit absoluter Notwendigkeit ins Zuchthaus geführt habe. Nein, schüttle nicht mit dem Kopf. Von der Wiege aus, sage ich dir!“

„Noldi, sag' doch: vom Wirtshaus aus!“ machte die Barbara und bewegte die Kiefer, als wollte sie zu lachen versuchen.

Der Alte warf sich wieder auf den Rücken.

„Weißt du, was mir momentan durch den Kopf gefahren ist? Siehst, da hab' ich gestern ein langes Messer gekauft. Wenn ich auf die Feder drücke, geht die Klinge nicht mehr zu. Vorhin dachte ich, ich sollte dir das Messer in den Leib stoßen. — Du erschrickst. Aber nun sag' mir, woher kommen mir solche Gedanken? — Da hatte unser Zuchthausdirektor einen Sohn, einen Burschen von etwa 17 Jahren. Er trug eine grüne Schülmütze und hatte ein frisches heiteres Gesicht. Meinst du, daß der seiner Lebtag je auf den Gedanken kommen wird, eine Scheune anzuzünden oder einer alten Frau ein Messer in den Leib zu rennen, bloß, damit er wieder ins Zuchthaus kommt? Denn siehst du, eigentlich wäre ich verdammt gern wieder drinn. Da ist Zucht und Ordnung. Hätte ich die gehabt in meiner Jugend und eine Möglichkeit, zu leben wie ein Mensch, dann hätte ich nie ein Haus angezündet. Der Tausend auch, Barbara! Siehst, nun habe ich den Zusammenhang zwischen jenem Buch und meiner Tat doch gefunden. Nein, bleib sitzen; du kommst noch früh genug. Dieser Zweifränkler — vier Monate hab' ich drum gearbeitet — ist dein, wenn du mir zuhörst. Sechs Jahre lang habe ich drüber nachgedacht und den Zusammenhang nicht finden können, weil ich immer nur in mich hinein brüten konnte. Jetzt laß mich reden. Lieg da auf die Erde, da zieht der Wind nicht so.“

„Behalte deinen Zweifränkler und laß mich meiner Wege, du weißt, ich habe dich nie mögen“, antwortete die Alte mit einem scheuen Blick auf den Weggefährten.

„Wer hat mich denn mögen? Mein Leben lang niemand! Da war einmal — es war noch in meiner frühesten Kinderzeit — ein kleines Stadtmädchen im Dorf auf Besuch. Es hatte prächtige Kleider an, und ich hätte ums Leben gern mit ihm spielen mögen. Da stellte es sich vor mich hin und sagte: „Geh du fort, du bist ja so häßlich!“ Ich bin auf den Heuboden geschlichen und habe geweint. Seither hat mir's keiner mehr ins Gesicht gesagt, aber hundertmal habe ich's zu spüren bekommen, daß mich keiner hat mögen. Nicht 'mal die Mutter hat mich gern gehabt. Das ist ihr ja nicht übel zu nehmen bei ihren zehn Kindern. Wie sie mich damals aus dem Saucheloch gezogen haben, hat sie gesagt: „Ach Gott, es wär' ihm ja gut gegangen!“ Recht hat sie gehabt, die arme Frau; warum bin ich nicht ersoffen! Den Vater hab' ich gehaßt und gefürchtet, seit ich denken mag, weil sein ganzer Verkehr mit mir entweder im Ertheilen von schnauzigen Befehlen oder in der Verabreichung einer Tracht Prügel bestand. Ein rauher Kerl und Grobian sei ich, sagten sie in meinen ersten Dienststellen, und alle haben mich gemieden. Zum Henker auch, wo hätte ich anders werden sollen?! Einmal ist's mir in einer Nacht im Gefängnis zum Bewußtsein gekommen, daß mich mein ganzes Leben lang kein Mensch gern gehabt hat. Da habe ich aufgeschrien und getobt. Dafür haben sie mich zwei Tage in Dunkelarrest getan bei Wasser und Brot. — Damals hat's höllisch weh getan, nicht der Dunkelarrest, aber die Erkenntnis. Nun ist's überstanden.

Wie ich dann in die Jahre kam, da sich die Mädchen nach den Burschen umgucken, hab' ich mich auch an sie heranzumachen gesucht. Denn in mir tobte der Trieb so gesund und kräftig wie in einem. Aber für mich war keine Türe offen. Dem häßlichsten Mädchen — ich war durchaus nicht wählerisch — war ich zu „strub“. Du warst auch keine Schönheit, Barbara; für mehr als einen hast du eine Schwäche gehabt. Und als du schon ein Kind hattest und keinen Vater dafür, da habe ich dich angebettelt, du mögest mich nehmen. Du hast mir die Türe vor die Nase gesetzt und den Lumpenkerl — es war zwar mein Bruder, aber ein Lump war er doch — genommen, bloß, weil er nicht so zündrote Haare hatte wie ich. — Bei mir hättest du's besser gehabt. Ich hätte dich gern gehabt, und nie wäre es so weit gekommen. Siehst, so bist du auch ein bißchen Schuld an meinem Elend! Und nun versteh' ich, warum mir vorher der Gedanke kam, ich sollte dir das Messer in den Leib rennen.“

„Nachher ist gut reden“, machte die alte, abgeschundene Frau, auf die die Erzählung ihres Schwagers wenig Eindruck zu machen schien. „Ich habe mich durchgeschlagen, ohne ins Zuchthaus zu kommen!“

„So, so?! Und — was ist denn aus deinen Kindern geworden?“

Ein hastiger giftiger Blick der Alten fiel auf des Schwagers Gesicht, doch dieser sah ganz harmlos in den Himmel hinein, an dem Wolken vorüberjagten. Sie mußte antworten.

„Der Kari ist gestorben“.

„An was?“

„An der Schwindsucht!“

„Der Emil?“

„Ist in der epileptischen Anstalt“.

„Die Elsi?“

„O, die hat's gut; die ist in einer welschen Stadt. Denk' nur, Iekthin hat sie ein ganzes Pack seidene Strümpfe geschickt!“

„Und Albert?“

„Weiß nicht, wo sich der herumtreibt!“

„Wirklich nicht? Mir war, als hätte ich einen Menschen, der ihm ähnlich sah, wiederholt über den Gefängnishof schreiten sehen. Gleichviel. — Ich meine zwar, daß auch deine Kinder ihr Schicksal ein wenig dem Umstand verdanken, daß jener merkwürdige Satz in jenem Buch aus dem Gefängnis nicht beachtet wurde . . . Aber Adieu, Barbara, mir ist ein bißchen wohler, seit ich vom Herzen herunter reden konnte, was ich all die Jahre zusammengebrütet habe. Da, nimm den Zweifränkler. Ich will sehen, ob mich einer als Knecht anstellen mag“.

Die Alte humpelte auf ihren Karren zu; dort blieb sie stehen und sah ihrem Schwager nach, so lange er zu erblicken war. Dann zog sie mit einem schweren Seufzer den Karren fort.



Das Bühnenbild . . . einst und jetzt.

Von Friedrich Weber-Robine.



Die Bretter, welche die Welt bedeuten, müssen auch den Charakter ihrer Zeit wiedergeben und zwar in zweifacher Hinsicht, in geistiger und technischer. In ersterer wird die Gedankenströmung allgemeiner Art entscheidend wirken, in letzterer die spezifische auf dem Gebiete der Naturerkenntnis. Das Altertum hat zwar auf verschiedenen Linien menschlichen Schaffens schon beträchtliche technische Errungenschaften auf-